



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wilhelms Scherers Deutsche Literaturgeschichte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem Lichte der Zivilisation und Entwicklung auch ihre Befreiung aus der finstern Nacht, worin sie nach so vielen Thaten Kämpfen und zu leben noch verurtheilt sind, erwarten.

Franz von Löher sagt in seinen „Griechischen Küstenfahrten“: „Vielleicht haben Wenige so viele Küsten und Inseln, an und auf denen Neugriechen wohnen, im ganzen Bereich des griechischen Meeres besucht als der Verfasser dieser Zeilen. Überall traf er auf das eine gleichartige Nationalgefühl, überall lebte in den Bewohnern nur der Gedanke, daß sie lebendige Teile des Volkskörpers der Neugriechen seien, daß in diesem das edelste Blut des Morgenlandes fließe, daß ihm die Zukunft des Orients gehöre.“ Die Größe und die Lebenskraft der Nationen ist weder nach der Zahl ihrer Glieder, noch nach der Ausdehnung ihrer Länder zu ermessen. Hat sich aber in der Geschichte der Völker diese Ansicht als zutreffend erwiesen, wie vielmehr leuchtet sie uns ein, wenn man die verschiedenen Perioden der griechischen Geschichte durchmustert! Unzählige Barbarenhorden, Slaven, Bulgaren, Avaren, Albanesen haben fast das ganze Hellas überschwemmt. Dabei hat freilich im Laufe der Jahrhunderte das hellenische Volk nicht unbeträchtliche Mischungen mit fremdem Blute erfahren, aber doch immer nur in so geringen Portionen, daß es sich die fremden Bestandteile vermöge seiner Geisteskraft fast völlig assimiliert hat und in keiner Weise von ihnen absorbiert worden ist. Schon seit sechs Jahrhunderten spricht und denkt in Hellas alles, was vordem slavisch war, griechisch.

Mit Zuversicht also darf man an der Vergrößerung und Kräftigung des jetzt noch kleinen Hellas arbeiten und nicht vor vorübergehenden Hindernissen und Schwierigkeiten zurückschrecken. Noch viele dunkle Sturmwolken werden sich vielleicht über jene schönen Gefilde wälzen, schwere, unabsehbare Verwicklungen können sich noch einstellen; doch die Griechen werden ausdauern und wachsen. Und auch wer in den heutigen Griechen nicht die legitimen Erben des alten hellenischen Geistes erblickt, wird nicht bezweifeln, daß sie noch zu einer politischen Rolle im Orient berufen sind.



Wilhelm Scherers Deutsche Literaturgeschichte.



urz vor Weihnachten vorigen Jahres erschien, von den Besitzern der übrigen Lieferungen sehnüchtig erwartet, die neunte, d. h. die Schlußlieferung von Wilhelm Scherers „Geschichte der deutschen Literatur“ (Berlin, Weidmann). Fast vier Jahre sind also verflossen, seitdem die erste Lieferung dieses Wertes zur Ausgabe gelangte. Allgemein hatte man einen schnelleren Fortgang erwartet, und sicher

wird die große Verzögerung für die Verbreitung des Werkes nicht ohne nachteilige Folgen sein. Wir beklagen es, daß ein Mann wie Scherer nicht einer derartigen Aufforderung des Verlegers, sein Manuskript stückweise in die Druckerei zu schicken, widerstanden hat, glauben aber doch um der Bedeutung des Buches willen hier noch einmal auf dasselbe zurückkommen zu müssen, um dadurch das möglicherweise erlahmte Interesse an demselben aufs neue zu beleben. Da jedoch in diesen Blättern bereits bei der Anzeige der ersten Lieferung die Methode des Verfassers im einzelnen an der damals vorliegenden Probe dargethan wurde,*) so sehen wir davon ab, wie es dort geschehen, dem Verfasser Schritt für Schritt auf seinem Wege zu folgen, und begnügen uns damit, die Stellung anzudeuten, die sein Buch in der Zahl unsrer bekanntesten Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte voraussichtlich einnehmen wird.

Scherer hat es unterlassen, seinem Werke eine Vorrede voranzuschicken, welche uns über Zweck und Absicht desselben aufklären könnte; wir sind also auf die auf den Umschlägen der ersten Hefte abgedruckte Ankündigung angewiesen. „Der deutsche Büchermarkt, heißt es da, ist seit einiger Zeit mit Literaturgeschichten überschwemmt. Und doch mangelt es durchaus an einem Werke, welches nicht aus zweiter und dritter Hand, sondern aus den Quellen selbst schöpfte, auf der Höhe der heutigen Wissenschaft stünde und in künstlerisch freier Anordnung, aber auf das Wesentliche beschränkt, ein umfassendes und anschauliches Bild der geistigen Entwicklung unsrer Nation zu geben versuchte.“ Das Bedürfnis einer solcher Darstellung wird dann als „oft empfunden und vielfach kundgegeben“ bezeichnet; ihm abzuhelpen, ist Scherer's Buch bestimmt.

Wir geben zunächst dieses Bedürfnis zu, und wollen zusehen, inwieweit das von Scherer Geleistete den eben angeführten Forderungen entspricht.

Vielfach, sowohl von Freunden als von Gegnern des Verfassers, konnte man die Ansicht aussprechen hören, daß sein Buch bestimmt sei, die so außerordentlich verbreitete Darstellung Wilmar's beim großen Publikum zu verdrängen, eine Ansicht, die, beiläufig gesagt, fast jedesmal beim Erscheinen einer neuen populären Geschichte der deutschen Literatur auftaucht. Mag nun Scherer diese Absicht vorgekehrt haben oder nicht, jedenfalls sind wir der Meinung, daß dieselbe, falls sie bestanden hat, nicht erreicht werden wird.

Scherer, ein durchaus moderner Geist, der im Gegensatz zu dem orthodoxen Wilmar der Überzeugung lebt, „daß das Heil der deutschen Kultur nur dort zu finden ist, wo es unsere Klassiker zu finden glaubten,“ d. h. doch wohl in dem andauernden Erstreben „reiner Menschlichkeit,“ vermeidet zwar alle die Fehler, die aus Wilmar's einseitigem theologischen Standpunkte entsprangen, aber er erreicht nicht die vielen Vorzüge, die trotz alledem Wilmar's Buche eigen sind und die dasselbe mit Recht beliebt gemacht haben. Es fehlt Scherer vor

*) Vergl. Grenzboten, 1880 II, S. 555—563.

allem die klare, auf den ersten Blick zu erfassende Disposition des Stoffes, die weise Beschränkung auf das Hauptfächlichste, das liebevolle Eingehen auf das Bedürfnis des wißbegierigen, aber nicht schon wissenden Lesers, alles Dinge, auf die sich Wilmar vortrefflich verstand. Beweise für diese Behauptung ließen sich leicht in großer Zahl beibringen. Wie gelungen sind bei Wilmar diejenigen Partien, in denen er den Inhalt eines dichterischen Kunstwerkes seinen Lesern vorführt! Seine Darstellung des Nibelungenliedes, der Gudrun, des Parzival sind bis heute noch unübertroffen. Man wird von diesen Stücken gewiß nicht sagen können, daß durch sie „in dem Leser das täuschende Gefühl erweckt würde, als ob er die Kenntnis der Literaturdenkmäler selbst entbehren könnte.“ Vielmehr erregen sie durch ihre Trefflichkeit in dem Leser den Wunsch, nun selbst an das Werk des Dichters hinanzugehen und aus der Quelle zu schöpfen, wie ein wohlgelungenes Gemälde einer schönen Gegend in dem Betrachtenden die Sehnsucht erweckt, sie mit eignen Augen zu schauen. Gerade auf diesem Gebiete verfährt Scherer oft nur andeutend, indem er dafür ästhetisch-kritische Betrachtungen einspricht oder sich damit begnügt, auf einzelne Schönheiten eines Werkes hinzuweisen. Was aber soll der in den Werken unsrer Dichter weniger Bewanderte mit diesen Bemerkungen anfangen, wenn er nicht vorher mit dem bekannt gemacht worden ist, worauf dieselben abzielen? Man vergleiche einmal die Darstellung des Nibelungenliedes bei Scherer und bei Wilmar: beide sind Anhänger der Lachmannschen Liedertheorie, aber das hindert Wilmar nicht, eine zusammenhängende Darstellung des Ganzen zu geben, während Scherer in oft recht subjektiver Weise die Einzellieder bespricht und manche derselben fast ganz übergeht. Mit unleugbarem poetischen Geschick erzählt Scherer, wie Berchtung sich des Knaben Wolfdietrich erbarmt und ihm, ein zweiter Waffenmeister Hildebrand, bis zu seinem Tode und darüber hinaus treu bleibt, aber wer vermöchte aus seiner Darstellung sich eine richtige Vorstellung von der Geschichte Wolfdietrichs zu machen?

Trotz aller sprachlichen Gewandtheit, trotz einzelner wahrhaft glänzend geschriebenen Partien vermag aber Scherer auch den warmen, überzeugungstreuen Ton nicht zu treffen, der allenthalben in Wilmars Sprache so wohlthuend berührt. Mag immer des letztern Standpunkt ein einseitiger, zu verwerfender sein — er ist gewiß am letzten der unsrige —, solches Einsetzen der ganzen Persönlichkeit, solche Begeisterung für sein Ideal, wie sie Wilmar eigen war, gewinnt immer die Menge und nicht mit Unrecht: auch dem prinzipiellen Gegner wird Achtung dadurch abgenötigt.

Die religiöse Engherzigkeit hat übrigens Wilmars Buch wenig geschadet; das beweist die große Anzahl von Auflagen, die seit Jahren ins Land gegangen sind. Sie schadet aber auch einem andern Buche nicht, daß — Gott sei geklagt — trotz seiner Unselbständigkeit jetzt zu den verbreitetsten deutschen Literaturgeschichten gehört und Wilmar viel eher verdrängt wird, als dies von Scherer

zu erwarten steht. Wir meinen die bekannte „Deutsche Literaturgeschichte“ von Robert König, welche durch ihre Ausstattung dem Prunk- und Schaubedürfnis unsrer Tage entgegengekommen ist. Schon heute kann man finden, daß in Kreisen, unter denen man nach ihrer sonstigen Lebensanschauung Wilmars Werk zu finden erwarten sollte, König sich eingebürgert hat, während der Name Wilmars unbekannt ist oder unverdienterweise erst in zweiter Linie genannt wird. Einem solchen Konkurrenten gegenüber hat selbst ein so liebenswürdiges Buch wie Otto Roquettes „Geschichte der deutschen Dichtung,“ dessen wissenschaftlicher Wert allerdings kein hervorragender ist, einen schweren Stand, obwohl es unter den für Laien bestimmten Werken dieser Art gewiß einen ehrenvollen Platz beanspruchen darf.

Ziehen wir die Summe aus dem Gesagten, so glauben wir gezeigt zu haben, daß Scherers Buch keine Aussicht hat, als populäres Werk ähnliche Erfolge zu erringen wie die drei daneben angeführten Bücher. Wir sind jedoch garnicht der Ansicht, daß in ihnen der Maßstab zu finden sei, mit dem diese neueste Geschichte der deutschen Literatur zu messen ist.

Freilich ist sie auch keine für ausschließlich gelehrte Zwecke bestimmte Arbeit. Dazu machen sie auch nicht die am Schlusse angefügten Anmerkungen, so dankbar wir dem Verfasser für dieselben sind. Dienen sie auch nicht dazu, eine ausführliche Rechtfertigung, deren so manche Ansicht Scherers bedürftig ist, zu bieten, so zeigen sie doch den Weg, den er bei seiner Forschung genommen hat, und erläutern mancherlei Dinge, über welche der Text uns unaufgeklärt läßt.

Gleich im Eingange der Anmerkungen lesen wir die ausdrückliche Erklärung des Verfassers, die den Kundigen nur durch ihre Form überraschen wird, daß für den das Mittelalter behandelnden Teil die Ansichten Müllenhoffs, des Lehrers Scherers, von weitgehendstem Einflusse gewesen sind, so sehr, daß für Scherer sich „Eigenes und Fremdes unauflöslich vermischte,“ wir also hier ein Werk des vereinigten Müllenhoff-Schererschen Geistes vor uns haben. Gewiß wird es für den Forscher von großem Interesse sein, hier einmal eine vollständige Literaturgeschichte von diesem Gesichtspunkte aus vor sich zu haben; dennoch wird er bei seinen Arbeiten lieber zu dem trefflichen Werke Wilhelm Wackernagels greifen, das ihn in knappestem Form über den Stand der Forschung orientirt und den verschiedenen Ansichten ihr Recht vollkommen angedeihen läßt. Leider fehlt uns noch immer der zweite Band des vielen unentbehrlich gewordenen Werkes, der hoffentlich nicht mehr zu lange auf sich warten läßt.

Allen den genannten Werken also können wir Scherers Geschichte der deutschen Literatur nicht an die Seite stellen. Welcher andern Darstellung ist sie nun zu vergleichen? Hat sie überhaupt ihresgleichen? Scherer selbst giebt uns die Antwort auf diese Frage. In seiner „Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert,“ einem Hefte jener trefflichen Sammlung von Abhandlungen, die unter dem Titel „Quellen und Forschungen zur Sprach-

und Kulturgeschichte der germanischen Völker“ erscheinen (Straßburg, Trübner), hat er selbst den Wunsch ausgesprochen, seine Arbeit an dem dieselbe Zeit behandelnden Abschnitt von Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung gemessen zu sehen. *) Scherer, der wiederholt die hohe Bedeutung von Gervinus' Werk hervorgehoben hat und auch in dem hier behandelten Werke bekennet, gar viel von Gervinus gelernt zu haben, war sich wohl bewußt, welchen hohen Maßstab er durch diese Aufforderung an seine Arbeit gelegt zu sehen wünscht. Ist doch die „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen,“ trotz ihrer großen Mängel, an denen vor allem der politische Standpunkt des Verfassers die Schuld trägt, immer noch das erste und beste unserer literaturgeschichtlichen Werke, eine wirkliche Geschichte der Literatur von eminent wissenschaftlichem Werte und zugleich ein Kunstwerk ersten Ranges, dem unter den Darstellungen der politischen Geschichte Deutschlands, welche das ganze Gebiet derselben umfassen, nichts auch nur annähernd Wertvolles an die Seite zu stellen ist. Nun, mit Recht darf Scherer verlangen, daß sein Werk mit diesem hohen Maßstabe gemessen werde; daß er Gervinus gleichkomme, sagt er ja selber keineswegs.

Schon darin besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen ihm und Gervinus, daß, als dieser sich an die Arbeit machte, das ganze große Feld noch spärlich angebaut war und er an nicht wenigen Stellen überhaupt zum erstenmale Hand anlegen mußte, während Scherer über eine solche Fülle von Vorarbeiten zu verfügen hatte, daß eher die Gefahr nahe lag, etwas zu übersehen, als die Notwendigkeit, ganz unberücksichtigt gelassene Strecken gleichsam als erster Pfadfinder zu durchmessen. Gleichwohl gab es auch noch für Scherer Perioden, die im gewissen Sinne als jungfräulicher Boden anzusehen sind: die Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts, namentlich das letztere, in denen es immer noch sehr an der nötigen Vorarbeit fehlt, und hier hat er auf kleinerem Gebiete für unsere Zeit auch im Erforschen unbekannter Regionen ähnliches geleistet wie Gervinus für die seine.

Ein anderer Unterschied ergibt einen wesentlichen Vorzug Scherers vor Gervinus. Wenn dieser als die Quintessenz seines Werkes die Lehre aufstellte, daß es für uns Deutsche vorbei sei mit der Zeit großer Leistungen auf poetischem Gebiete, und daß die Zeit politischen Handelns angebrochen sei, welche unsere besten Kräfte beanspruchen müsse, so kann Scherer heute, wo die Wünsche, die einst Gervinus im Herzen hegte, freilich ganz anders als er meinte in Erfüllung gegangen sind, ohne allen Rückhalt zum Genuß unserer Dichter auffordern und auf ihre Schöpfungen als auf die Quelle hinweisen, aus der uns nach der Mühe und Arbeit des politischen und geschäftlichen Lebens sicher Erquickung und Erhebung entgegenströmen wird.

*) Darauf weist auch der Verfasser des oben angeführten Grenzbotenartikels hin. S. 561.

Gleich ist dagegen bei beiden Männern die ästhetische Wertschätzung. Nicht im Mittelalter, wie Wilmar dies überall durchblicken läßt, liegt ihnen der Höhepunkt unsrer nationalen Literaturentwicklung, sondern in der Zeit unsrer Klassiker, bei Goethe und Schiller, die ihnen als wahrhaft harmonische, in sich fertige Idealgestalten erscheinen, deren Verhältnis zum Christentum in keiner Weise als störender Schatten in dem lichten Bilde ihres Wesens zu empfinden ist. Das Wort, welches die Engel verkünden, die Faustens Seele emportragen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen,“ gereicht ihnen zum Troste im Kampfe des Lebens, nur daß Scherer mit vollstem Rechte dieses Wort auch für diejenigen in Anspruch nimmt, „die nach Goethes Beispiel leben und Poesie für eine heilige Angelegenheit unsers Volkes halten.“

Gleich wird auch das Publikum sein, das Geschmack an dem Werke von Gervinus wie an dem Scherer's findet. Populär ist Gervinus trotz der fünf Auflagen seines Werkes auch heute noch nicht geworden. Dazu stellt er viel zu große Anforderungen an das Denkvermögen seiner Leser, dazu bietet er im allgemeinen viel zu wenig Wiedererzählung, mit einem Worte, dazu setzt er viel zu viel beim Leser voraus. Umso wertvoller ist die Lektüre seines Werkes für den mit dem Gegenstande Vertrauten, der, bereits gefestigt gegen seine paradoxen Ansichten, mit wachsendem Genusse seinen glänzenden Ausführungen folgen und, mag er durch den Widerspruch, der sich in ihm regt, zum Nachdenken genötigt, oder mag er durch seine Beweisführung überzeugt werden, sicherlich nie ohne Nutzen das Buch von Gervinus aus der Hand legen wird. Ganz dasselbe gilt von Scherer's „Geschichte der deutschen Literatur.“ Ohne literarhistorische Vorkenntnisse sollte niemand an dieses Werk gehen, wer sie aber mitbringt, wird aus ihm in reichem Maße Genuß und Förderung und Klärung seiner eignen Anschauungen schöpfen.

Scherer gebührt als Literaturhistoriker ein Ehrenplatz wenn nicht in einer Linie mit, so doch dicht hinter Gervinus, das ist unsre Meinung. Indem wir diese aber abgeben, glauben wir damit ein so hohes Lob auszusprechen, daß die Ausstellungen, die wir im einzelnen an Scherer's Werk zu machen hätten, selbst solche, die gegen Grundgedanken desselben wie gegen die von ihm angenommenen sechshundertjährigen Perioden in der deutschen Literatur, gegen seine übertriebene Neigung, Erscheinungen der alten Zeit mit modernen Erscheinungen zu vergleichen, gegen zahlreiche journalistische Wendungen und gegen das Haschen nach Pointen sich richten müßten, nicht viel zu bedeuten haben. Wir hoffen und wünschen vielmehr, daß Scherer auch darin mit Gervinus möge verglichen werden können, daß von Jahr zu Jahr die Zahl der Verehrer seiner Literaturgeschichte wachse, wie Gervinus, einst heftig bekämpft, sich doch schließlich die höchste Anerkennung errungen hat.